

## WOLFRAM ADOLPHI

# Des jungen Leutnants Deutschland-Tagebuch

»Auf der Rückfahrt von Berlin nach Velten fragte mich im Zug ein mir gegenüberstehender Deutscher ganz unvermittelt und ernsthaft: ›Wird Deutschland wieder groß und stark werden?‹ Schlußfolgerungen spare ich mir, denn die Frage an sich ist so zynisch, daß eine Antwort oder ein Kommentar nichts bringt« (S. 179).

Notiert ist dies am 14. November 1945, 1 Uhr nachts. Der Leutnant der Roten Armee Wladimir Gelfand, einer jüdischen Familie aus der Ostukraine entstammend, ist zu diesem Zeitpunkt 22 Jahre alt. Seit Mai 1942 steht er in Krieg und nachfolgender Besatzung. Er hat – wie dem instruktiven Nachwort »Ein Rotarmist in Deutschland« von Elke Scherstjanoi, die die Aufzeichnungen ausgewählt und kommentiert hat, zu entnehmen ist – Mitte Juli 1942 im Raum Rostow bittere Niederlagen erlebt, ist im Herbst 1942 nahe Stalingrad während der ersten Kämpfe dort Kandidat der KPdSU geworden, hat im Dezember des gleichen Jahres eine Verwundung erlitten, die ihn »vor dem schlimmsten Gemetzel rettete«, ist auf dem Weg zurück an die Front durch das zerstörte Stalingrad gekommen, und er hat im Sommer 1943 erfahren, daß »fast alle Verwandten väterlicherseits im besetzten Jessentuki« im Nordkaukasus, wo sich die Familie noch in seiner Kindheit angesiedelt hatte, »bei Judenvernichtungsaktionen umgekommen waren« (S. 318). Vater und Mutter, getrennt in nicht besetzten Gebieten lebend, überstehen die Kriegszeit jedoch. Ende 1944 ist Gelfand nach einigen Monaten im Hinterland wieder in die vorderste Linie versetzt und dann als Kommandeur eines Granatwerferzuges einer Einheit zugeordnet worden, die zur 5. Stoßarmee unter Generaloberst Bersarin und damit zur 1. Belorussischen Front unter Armeegeneral Shukow gehört (S. 321) – jenes Armeeverbandes, dem die entscheidenden Schlachten um Berlin zufallen. Als es zu den letzten großen und opferreichen Kämpfen kommt, ist Gelfand, der von Beginn seiner Kriegszeit an persönliches Tagebuch geführt und es auch immer verstanden hat, die fertigen Aufzeichnungen in die Heimat zu senden, vom Kommandeur der 301. Division, Oberst Antonow, zur Führung des Divisionstagebuches bestellt (S. 323). Ende April 1945 kommt er in dieser Funktion nach Berlin und wird nach der Kapitulation Deutschlands am 8. Mai bis zu seiner Demobilisierung im September 1946 als Stabsoffizier zu verschiedenen Aufgaben in Berlin und im Umland der Hauptstadt abkommandiert. Seine Aufgabenfelder wechseln ständig. Er wird »hin und her geschoben«, und zwar »auch, weil seine Personalakte, wie er selbst feststellen konnte,

Wolfram Adolphi – Jg. 1951, Dr. sc. phil., Dipl.-Staatswissenschaftler, wiss. Mitarbeiter der Rosa-Luxemburg-Stiftung und Redakteur bei »UTOPIE kreativ«; in der Zeitschrift zuletzt: »Wohlfeile Keule und geistige Selbstverstümmelung. Zwei neue Bücher mit ›linkem‹ Anti-amerikanismus-Vorwurf«, Heft 165/166 (Juli/August 2004), S. 662-671; »PDS. Partei des Demokratischen Sozialismus. Skizzen zu ihrer Geschichte«, Heft 172 (Februar 2005), S. 113-125.

Wladimir Gelfand: Deutschland-Tagebuch 1945-1946. Aufzeichnungen eines Rotarmisten, ausgewählt und kommentiert von Elke Scherstjanoi, Aufbau-Verlag Berlin 2005, 357 S. (22,90 €)

schlechte Zeugnisse enthielt« (S. 325). Das kommt nun gewiß nicht dem Offizier entgegen, der ohnehin schon im Sommer 1945 inständig auf rasche Entlassung gehofft hatte (S. 324), aber dafür um so mehr dem Tagebuch: Denn es gibt diesen persönlichen Aufzeichnungen jene Vielfalt und jenen Reiz, die sie zu einer Lektüre machen, wie man sie bisher noch nicht finden konnte.

Und wie sie freilich auch nicht leicht zu lesen ist. Tagebücher – wenn sie denn authentisch und nicht »nachgearbeitet« sind, und an der Authentizität kann es hier keinen Zweifel geben – sind in sich nicht »geschlossen«. Sie machen – zumal, wenn sie unter so rasch wechselnden Daseinsbedingungen entstehen und dem Schreibenden nicht immer wieder zum Nachschlagen von früher Notiertem greifbar sind – heftige Gedankensprünge und den abrupten Wechsel von Ansichten und Betrachtungsweisen ebenso sichtbar wie die Gleichzeitigkeit unterschiedlichster Gefühlslagen und Reflexionsebenen. Zumal, wenn es um einen so jungen Mann geht wie Gelfand; und noch zumal, wenn das ganze Jungmännerleben nichts anderes ist als Krieg.

Wladimir Gelfand war – wie schon bei den Notizen aus den letzten Kriegswochen deutlich wird – ein gebildeter, belesener junger Mann, der seine Beobachtungen mit Reflexion und weitergehenden Überlegungen zu verkoppeln wußte und zugleich seine Gefühle direkt und unverstellt beschrieb. »Deutschland steht in Flammen, und es stimmt einen irgendwie froh, diesem bösen Schauspiel beizuwohnen. Tod um Tod, Blut um Blut. Mir tun diese Menschenhasser, diese Tiere, nicht leid«, notiert er am 28. Januar 1945, und am 30. Januar nach der Einnahme deutscher Ansiedlungen: »Die Bewohner sind fürchterlich verschreckt. (...) Der Luxus der Einrichtungen ist kaum zu beschreiben, der Reichtum und die Erlesenheit dieser Sachen sind überwältigend. Unsere Slawen werden Augen machen! Niemand verbietet uns, den Deutschen das zu nehmen und zu zerstören, was sie zuvor bei uns geraubt haben. Ich bin überaus zufrieden.« Nur wenige Zeilen weiter erregt er sich über einen Offizier seiner Einheit, der »eine Büste von Schiller zerschlagen« hatte und »wohl auch Goethe vernichtet (hätte), wenn ich ihn diesem Narren nicht aus den Händen gerissen (...) hätte. Genies können nicht mit Barbaren gleichgesetzt werden, und ihr Andenken zu zerstören ist für einen zivilisierten Menschen eine große Sünde und eine Schande« (S. 28/29).

Die unterschiedlichsten Vorgänge und Nachdenklichkeiten stehen auf engstem Raum beieinander. Am 16. Februar berichtet er von einem Leutnant aus seiner Umgebung, der sich selbst verstümmelt hat: »(...) seiner Familie wurden alle Vergünstigungen entzogen, und er wurde wie ein Hund erschossen« (S. 38). Am 21. Februar ist von »Schuften, die in (deutscher) Kriegsgefangenschaft sind«, die Rede (S. 40). Am 26. Februar beklagt er ausführlich den Tod des Schriftstellers Alexej Tolstoi – »was für ein schmerzlicher Verlust so kurz vor dem Ende des Krieges« (S. 43) – und am 13. April in noch größerer Ausführlichkeit den des USA-Präsidenten Roosevelt: »Roosevelt ist der Triumph der amerikanischen Demokratie, ihr Maßstab und ihr Gesicht. (...) Ewiges Gedenken Roosevelt, jenem ausländischen Staatsmann, den ich am höchsten verehere. Ich neige

»Ein Wald an der Oder. (...) Die Deutschen haben Angst, sind feige. Irgendwie sind sie alle dumm und beschränkt, wie Götzen, was ich bei all dem, was ich früher von ihnen dachte, nicht im geringsten erwartet hätte. Jede Menge Reichtum. Die Polen laufen zerlumpt herum, fast schon elendig.«  
Tagebucheintrag am 3. Februar 1945.

»Bis Berlin sind es 70 Kilometer und bis zum Ende des Krieges ... noch weit, wie es scheint. Die Deutschen leisten nicht nur Widerstand, sondern sind sogar in der Lage, uns aufzuhalten (einige Tage treten wir schon auf der Stelle) und uns unersetzbare Verluste zuzufügen. Wenigstens die Hälfte der Mannschaften ist in diesen Tagen in die Fänge des Todes geraten, hat Verwundungen oder Quetschungen erlitten. Es ist ein unbeschreiblicher Alptraum, und nichts anderes.«  
Tagebucheintrag am 6. oder 7. Februar 1945.

»Gestern sind zwei erschossen worden, die sich selbst verstümmelt hatten. So hatte ich nach dem Dienst in der Nacht auch noch den ganzen Tag mit den Gerichtsverfahren zu tun. (...) der Soldat Kolzow (...) wurde gleich morgens verurteilt und hinter dem Schuppen unseres Hofes erschossen. (...) Der andere war ein Leutnant (!). Ich hatte noch nie gehört, daß ein Offizier sich aus Feigheit selbst verstümmelt hat. Die linke Hand hat er sich durchschossen. Er war noch jung, trug den Rotbanner-Orden und die Medaille eines Verteidigers

von Stalingrad. Die Auszeichnungen wurden ihm abgenommen und sein persönliches Eigentum konfisziert, seiner Familie wurden alle Vergünstigungen entzogen, und er wurde wie ein Hund erschossen.«  
Tagebucheintrag am  
16. Februar 1945.

»Die Straßen von Berlin sind laut und belebt. Die Deutschen tragen alle weiße Armbinden. Sie fürchten sich nicht vor uns und spazieren auf den Straßen, wo es nur geht. Es passiert viel, so mächtige und eindrucksvolle Erlebnisse, daß man sie nur schwer mit Worten wiedergeben kann. General Bersarin, der Befehlshaber meiner Armee, wurde zum Kommandanten Berlins ernannt und hat eine Anordnung für die örtliche Bevölkerung bekanntgegeben, in der er aufruft, zu einem friedlichen Leben und zur Arbeit zurückzukehren. Die Verbündeten haben sich mit unseren Truppen vereinigt und bei Torgau die Kräfte des Gegners gespalten. Die drei Regierungschefs haben das in einer Sondermitteilung an ihre Streitkräfte allgemein bekanntgegeben und dazu aufgerufen, alle Anstrengungen auf den letzten Schlag gegen den Feind zu richten.«  
Tagebucheintrag am  
28. April 1945.

»In Deutschland ist jetzt die Zeit des Regens und der Tränen angebrochen. Die Deutschen jammern über das Essen, über den Dreck, trauern den guten alten Zeiten nach, als es alles noch im Überfluß gab. Und der trübe deutsche Himmel überschüttet die finsternen Gebäude auf deutschem Boden in solchen Mengen, als wolle er ganz Deutschland in einem unaufhaltsa-

mein Haupt in tiefster Trauer um diesen Verlust« (S. 75). Dazwischen Kampfeindrücke, Notizen zum Vormarsch der Truppen und immer wieder auch Schilderungen von Auseinandersetzungen innerhalb der Einheit, die von jener Unterlegenheit des versuchten Rettens von Schöngestigkeit gegenüber der Roheit des allgemeinen Soldatseins erzählen, wie sie in diesem oder jenem Ausmaß noch für jede Armee konstituierend ist.

Breiten Raum nehmen in Wladimir Gelfands Aufzeichnungen Begegnungen mit Frauen ein. Elke Scherstjanoi resümiert treffend, daß bei diesen Begegnungen »offenkundig keine Gewalt im Spiel war« (S. 327). Und da sie offenbar ahnt, daß die Erwartungen der Leserschaft angesichts der vom Medienhauptstrom forcierten Sucht nach neuen Enthüllungen über das Vorgehen der Roten Armee 1945 bei gleichzeitig weitestgehender Ausblendung der Praktiken der Deutschen bei ihrem Vormarsch – und Rückzug! – seit 1941 darauf gerichtet sein könnten, authentische Notizen über Vergewaltigungen nun auch bei Gelfand zu finden – und im Falle des Fehlens solcher Notizen das Tagebuch vielleicht insgesamt in Frage gestellt werden könnte –, betont sie: »Der Leser mag vielleicht geneigt sein, die Aufzeichnungen für unvollständig zu halten oder Zugeständnisse an eine äußere oder innere Zensur vermuten. Doch dafür besteht kein Anlaß, die Bekenntnisse sind offen genug.« (S. 327). Und in der Tat vermittelt eine nicht exakt datierte Aufzeichnung aus den letzten Apriltagen über das Zusammentreffen mit einer »Gruppe deutscher Frauen mit Bündeln, Packen und Koffern«, die dem einigermaßen Deutsch verstehenden Gelfand »schreckerfüllt (...) von dem Leid (erzählten), das ihnen die Sturmtruppen in der ersten Nacht, als die Rote Armee einrückte, zugefügt hatten« (S. 78), unverblümt und eindringlich alles Elend dieser Situation.

Ansonsten aber schreibt Gelfand, wenn es um Frauen geht – und zwar um deutsche ebenso wie um Frauen der Roten Armee –, ganz von sich selbst, und diese Notizen geben Anlaß, von neuem nachzudenken über das, was man im Rückblick auf die Kriegsjahre junger Männer – und natürlich auch junger Frauen – gemeinhin als »zerstörte Jugend« zu beschreiben pflegt. Hier, in diesen Tagebuchaufzeichnungen, liegt es mit überraschender Offenheit und einer nicht selten zu Herzen gehenden darstellerischen Unbeholfenheit zutage: das Unvermögen, unter den Verhältnissen von alltäglichem Erleben von Tod und Gewalt und einem fundamentalen Auseinandergerissensein der Geschlechter ein achtungsvolles, gleichberechtigtes, von Liebe getragenes Begehren zu entwickeln und in ihm Erfüllung zu finden. »Die Mädchen«, notiert der junge Offizier am 28. Mai 1945, »haben wieder Gefallen an mir gefunden, und ich mehr noch an ihnen« (S. 87). In der Folge kommt es zu zahlreichen sexuellen Beziehungen, deren Schilderung (z. B. S. 95-97, 145, 157, 185, 192) unter anderem auch deshalb aufschlußreich ist, weil solche »Geschichten« zwischen deutschen Frauen und Besatzungssoldaten in der Erinnerung vieler nur im Westen stattgefunden zu haben scheinen. Dazwischen Sätze wie diese vom Juni 1945: »Bei uns in der Armee gibt es kein einziges anständiges Mädchen, sie alle sind verdorbene und liederliche Kreaturen. Sie mögen es nicht, wenn ich sie höflich und aufmerksam behandle, sie brauchen eher das Trieri-

sche und so wenig wie möglich Menschliches« (S. 99). Und in der Beurteilung des eigenen Handelns im Oktober 1945 über eine Liebe in Velten: »Ich hatte mir mehr erhofft, wollte sie jedoch nicht drängen. Ihre Mutter ist mit mir zufrieden. Wäre ja auch noch schöner! Schließlich hatte ich auf dem Altar für vertrauensvolle und wohlwollende Beziehungen Lebensmittel, Süßigkeiten und Butter, Wurst und teure deutsche Zigaretten niedergelegt. Bereits die Hälfte wäre genug, um mit Fug und Recht mit der Tochter vor den Augen der Mutter alles Erdenkliche anzustellen, und die würde nichts dagegen sagen« (S. 157).

Letzteres ist eine der Stellen, an denen Schwärmerei, Unsicherheit und gleichzeitige Anbetung der Frauen sich mit unerfüllten Phantasien verknüpfen, wie es das eben in Tagebüchern auch zu geben pflegt. Immer dann nämlich, wenn Gelfand von tatsächlich Erlebtem erzählt, geht es keineswegs um »alles Erdenkliche«, und schon gar nicht »vor den Augen der Mutter«, sondern einfach nur um Sehnsucht und Zärtlichkeit und Schranken ihrer Erfüllung.

An einer anderen Stelle des Tagebuches spielt die Aufzeichnung sexueller Phantasien allerdings eine sehr verderbliche Rolle. Am 20. März 1945 schildert Gelfand den Kampf einer sowjetischen Einheit mit einem deutschen »Frauenbataillon« und die Methoden, mit denen nach dessen Zerschlagung »die Schützen zügig abrechneten« (S. 60-62). Leider erfährt man erst im Nachwort von Elke Scherstjanoi, daß es »keinen Anhaltspunkt dafür (gibt), daß irgendwann im Krieg einmal ein deutsches »Frauenbataillon« zum Einsatz kam« (S. 337), und auch darüber, daß Gelfand in später gedruckten Sammelbänden von Kriegserinnerungen das Thema »Frauenbataillon« als eigenes Erleben noch einmal aufnahm, obwohl es ihm doch nur von anderen zugetragen worden war, und sich damit zum öffentlichen Bewahrer einer offensichtlichen Falschinformation machte. Die im Tagebuch phantasierten Gewaltakte, in denen gleichwohl »die grausigsten Erlebnisberichte geschändeter weiblicher Zivilisten und Gefangener aufscheinen« (Scherstjanoi), hatte er nun allerdings weggelassen (S. 337/338). Angesichts der Brisanz dieses Themas wäre es wünschenswert gewesen, diese unerläßlichen Anmerkungen bereits als Fußnote im Tagebuch selbst zu finden – und nicht erst im Nachwort, auf das im übrigen auch keine Anmerkungsnummer im Tagebuchtext verweist. So folgt die Aufklärung erst ganz am Ende des Buches.

Überhaupt ist es wenig hilfreich, daß man auch bei Namen und Vorgängen, die mit Anmerkungsnummern versehen sind, erst zum Anmerkungssteil vordringen muß. Dem historisch Versierten ist natürlich bei der bewundernden Nennung des Namens Wyschinski (S. 226) oder der kritischen Auseinandersetzung mit Churchill (S. 238) aller Zusammenhang klar – aber für denjenigen, der auf erklärende Information angewiesen ist, erschwert das Suchen der Ziffern am Buchende das Verständnis unnötig.

Das aber ändert nichts am großen Wert des Buches, das neben den Tagebuchaufzeichnungen auch zahlreiche Briefe von Wladimir Gelfand enthält, alles in allem eine Fülle von Eindrücken aus dem Alltag der deutschen Nachkriegsgesellschaft vermittelt und für dessen Zustandekommen neben Elke Scherstjanoi auch Anja Lutter und

men Wasserstrom auflösen. Diese Begegnung mit der deutschen Natur ist für mich sehr unangenehm. Die ist so grau und abweisend – ganz wie eine Stiefmutter.« Tagebucheintrag am 14. August 1945.

»Wittenberge. Ich bin wegen der Nägel für das erste Bataillon hier in der Fabrik »Singer«. Ein großes, imposantes Gebäude. Habe die Anlage besichtigt. Die Technik ist beeindruckend. Gleich nebenan wird Stroh zu ... Seide verarbeitet, Abfall zu Papier, die Reste zu Watte. Alle Achtung! Es heißt, die Fabrik sei die führende und wichtigste in Deutschland gewesen. Alle Produktionsanlagen und Nähmaschinen sind schon abtransportiert. 180 Waggons hat der Inhalt der Fabrik gefüllt. Die Gebäude sollen gesprengt werden, aber sie haben ein paar Maschinen für die Herstellung von Nägeln dagelassen. Und erntwegen bin ich nun hier, soll sie nach Berlin bringen.« Tagebucheintrag am 9. April 1946.

»Deutschland, ich bin deiner nicht überdrüssig, aber ich verlasse dich mit Vergnügen. Du bist verdorben und leer. Du birgst nichts Erstaunliches, hast nichts Fröhliches in dir. Das Leben hier ist einfach nur lustig, sorglos und billig, viel Getöse und Geschwätz. Und Russland? Ich weiß schon nicht mehr, wie es aussieht, wie man dort lebt und was es dort jetzt Interessantes gibt. Teuer ist mir seine von Blut und Tränen gewaschene Erde, die ich nun bald, wie es scheint, wie Schokolade mit meinen gierigen Zähnen ohne Ende knabbern, mit meiner deutsch verrenkten Zunge lecken und mit meinen

rauen Lippen küssen werde. Es wird schwer werden, das weiß ich. Arbeit und Gesundheit werde ich zum Opfer bringen; Verstand und Ausdauer und meine Freiheit. Aber ich werde es schaffen! Ich will es, und ich brauche es so sehr! Das Leben hat mir wieder sein Gesicht zugewendet.«  
Tagebucheintrag am  
19. September 1946.

Hartmut Schröder, die die Übersetzung aus dem Russischen besorgen, zu danken ist. Freilich ist am Ende auch dieses klar: Auch das vorliegende Buch kann wieder nur ein kleiner Baustein sein zu einem besseren Verständnis der Geschichte. Weder bringt es dem schon lange mit den Dingen Befassten »nun endlich die ganze Wahrheit«, noch gar vermag es dem neugierig Gewordenen Geschichtsbücher zu ersetzen. »Über das Verhältnis ›der Russen‹ zu ›den Deutschen‹ am Ende des Zweiten Weltkrieges«, schreibt Elke Scherstjanoi zum Schluß, »wird also weiter nachzudenken sein« (S. 339) – zumal der Jude Wladimir Gelfand nun eben tatsächlich aus der Ukraine stammte und im wahrsten Sinne des Wortes sowjetischer Soldat gewesen ist.